

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 108 (1982)
Heft: 47

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Tessa Daenzer

Das Stöckli

An einer Versammlung zum Thema «Altersfragen» entstieg einem Gemeinderat der Seufzer, ja früher, da habe man es schön gehabt; da seien die betagten Eltern ins Stöckli gezogen und dort von Töchtern und Schwiegertöchtern rührend umsorgt worden. Eines Alters- und Pflegeheims hätte es nicht bedurft. Es mag ihm dabei das blumenüberwucherte Rundbogenhaus aus dem Emmental vors nostalgische Auge getreten sein, hinter dessen reizender Fassade sich nur Zufriedenheit und Glück ausbreiten kann – meinte er ...

Ich kenne aber auch Stöcklibewohner, die mürrisch auf ihren Lauben sitzen, und schön an der Idylle sind eigentlich nur die Geranien auf dem Geländer. Kommt man mit den Leuten ins Gespräch, haben sie allerlei an der nachrückenden Generation auszusetzen und fühlen sich vernachlässigt. So hörte ich kürzlich, aus dem sanften Marieli von nebenan sei mit den Jahren eine rässe Marie geworden.

Heute heissen die jungen Bauern zwar nur noch ganz selten Marieli und Fritz – eher Nicole und Patrick, und sie stehen einem vollautomatisierten Betrieb vor. Zu tun hatten und haben beide Paare, nur dass Marieli bis zum Zweiten Weltkrieg von ein bis drei Mägden umgeben gewesen sein dürfte, die es etwa zur Be-

treuung der Grosseltern hat heranziehen können. Nicole hingegen hat bloss noch Lochkarten, die kein menschlich Rühren kennen und gegenseitige Rücksichtnahme nicht programmieren. So lasten kleine und grosse Unstimmigkeiten auf einzelnen Personen, die nirgendwo Rückhalt finden. Bis zum Zerwürfnis ist es dann ein kleiner Schritt.

Es gibt nicht nur Zerwürfnisse; es gibt auch jahrelanges Erdulden und Zusammenbrechen, weil hier wie überall die Hilfskräfte fehlen, um zum Beispiel Pflegebedürftige zu betreuen. Für die Stadt gilt dasselbe in Grau.

Wenn man nun, vor allem auch, was das Alter betrifft, immerzu von früher schwärmt, ist zu bedenken: über Reibereien zwischen den Generationen, insbe-

sondere unter Frauen, gibt es kaum Zeugnisse. Die Opfer hinterliessen weder Artikel noch Memoiren, weil sie entweder gar nicht oder schlecht lesen und schreiben konnten. Die Opfer der Opfer ebenfalls, und sie sind, bitte, nur mit äusserster Vorsicht zu beneiden.

Von Statistikern und Fachleuten in Sachen Lebenserwartung ist uns kürzlich eine Lawine besonderer Art geweissagt worden: die Alterslawine. Ein hässliches Wort und eine riesengrosse, noch nicht zu überschauende Aufgabe. Aber das Stöckli ist vielleicht nicht der alleinseligmachende Weg.

Stur

Die Organisatorin des Spielnachmittages am diesjährigen Quartierfest hatte mit viel Geschick, Liebe und Phantasie Spiele erfunden und gebastelt, an denen die Kinder ihre helle Freude hatten. Bemerkenswert war, dass das meiste aus sogenanntem «Abfall» hergestellt war. Als ich ihr meine Bewunderung und Anerkennung aussprach, antwortete die Begabte, es habe sie sehr viel Mühe und Anstrengung gekostet, das Programm aufzustellen, sie freue sich über den Erfolg. Schlimm finde sie, dass es Kinder gebe, die gar nicht mehr richtig spielen könnten. Aber wie sollten sie auch: ihre Eltern seien ja dazu auch nicht mehr fähig, konstatierte sie.

Ich war betroffen und dachte mit schlechtem Gewissen an meine passive Rolle während der Besuche meines Enkels. Er, der in einem Wohnblock daheim ist, geniesst unser Einfamilienhaus samt Hund und Garten. Meist schlepe ich lediglich die Zutaten zu den Enkel-Spielen heran: Tücher und Bretter für eine Hütte, Hammer, Zange und Nägel – oder auch nur Zeichenpapier und Farbstifte. Von unserem Apfelbaum hängt eine Strickleiter – aus einem alten Wäscheil und Stücken eines Birkenastes gebastelt. Sie führt zu dem primitiven Baumhaus, das auf den Ästen thront. Weil ich aus einer Zeit stamme, da fast alles wiederverwertet wurde, findet der Bub ziemlich alles, was er zum Spielen braucht: leere Büchsen, Kork, Föhren- und Tannzapfen,

Schnüre, Karton, Holzstücke, Tücher, alte Vorhänge usw. Bei Regenwetter holt er sich die von meinen Kindern stammenden, alten Spielsachen, baut eine kunstvolle Eisenbahnanlage zwischen Stuhl- und Tischbeinen hindurch und hört sich zum x-tenmal die Grammophonplatte vom Negerbuben Jim Knopf an.

Das muss anders werden! sagte ich mir. Beim nächsten Besuch lässt du dir etwas einfallen! Der Bub kam, und eingedenk meines guten Vorsatzes wollte ich mit ihm etwas unternehmen. Ich kombinierte: Herbst und Heissluftballon – erinnerte mich, wie wir vor vielen Jahren mit unseren Kindern einen in einer Kiesgrube hatten aufsteigen lassen und ihn anschliessend verfolgten, bis er in den Wipfeln eines Tannenwaldes hängengeblieben war.

Aus einer Schrankecke förderte ich farbiges Seidenpapier zutage und teilte meinem Enkel hoffnungsfroh mit, was ich damit beabsichtigte. Sein Interesse war mässig, er wolle lieber spielen. Wenn der Ballon erst geklebt sei, werde er sich sicher dafür begeistern, dachte ich und machte mich ans Werk. Indessen entstand draussen am Brunnentrog aus der Hand des Bubens eine kleine Flotte aus Holzstücken.

Mein Ballon war fertig, und ich schlug vor, zur nächsten Anhöhe zu gehen, um ihn steigen zu lassen. «So weit weg!» maulte der Kleine, «warum nicht auf unserer Wiese?» Ja, warum eigentlich nicht? Schon hatte er mich überredet. Der Wind blies heftig, und dem Nachbarskind, das vor einer Weile zu meinem Enkel gestossen



«Diese neuen Steine aus Pyrit und Granit haben Sie nicht?»

war, war die Sache mit dem Feuer nicht ganz geheuer. Noch hätte ich das Ganze abblasen können, aber stur und eigensinnig wollte ich das Unternehmen zu Ende führen. Es kam, wie es kommen musste! Vom Wind angefacht, züngelten die Flammen seitwärts, und schon brannte das ganze Machwerk lichterloh. «Schade um die Arbeit!» lautete der Kommentar der Bubens. Erleichtert wandten sie sich ihren begonnenen Spielen zu.

Für den nächsten Besuch werde ich mir etwas anderes einfallen lassen müssen. Ruth Rossi

Blick zurück ...

Als ich vor einigen Tagen in einem mächtigen Weinkeller die grossen Fässer betrachtete, versetzte ich mich in Gedanken in meine Jugendzeit zurück. Damals waren unsere Reben der Stolz der Vorfahren. Leider besteht das Rebgut heute nicht mehr.

Die Reben verlangten stete Pflege. Vom Frühling bis in den August musste die Erde um die Rebstöcke gelockert werden. Dann wuchs die Angst, ein Frost könnte die kommende Ernte vernichten. Das Aufbinden der

Schösslinge besorgte vorwiegend die rüstige Grossmutter. Ich sehe sie heute noch, wie sie das Stroh im Brunnentrog einweichte und daraus Bindematerial formte. Dieses Bindematerial fügte sie zuletzt mit einem alten Garben-seil zusammen, und so wanderte sie mit dem «Schäubli» in den Rebberg. Meistens verbrachte die Grossmutter ein bis zwei Stunden vor dem Mittagessen im Rebberg. Später kam die Zeit des Entlaubens: Die Blätter mussten entfernt werden, damit die reifen Trauben viel Sonne erhielten.

Im Oktober fand der «Wümmet» statt. Dazu schien nicht immer die Sonne, sondern es war oft nassfeuchtes Wetter. Die Männer, mit den gefüllten Tausen am Rücken, gingen gemessenen Schrittes den Rebberg hinunter, um die süsse Last in die grosse Stände zu leeren, die sich auf einem Brückenwagen befand.

Im Wagenschuppen stand eine grosse, alte, eichene Trotte, in der die Trauben zu Saft gepresst wurden. Diese Kelter wurde auch von andern Weinbauern benützt.

An die übermannshohen Fässer erinnere ich mich besonders gut. Sie hatten nur eine kleine Öffnung. Als zehnjähriges Mädchen musste ich durch diese Öffnung in das Fass kriechen, um es zu putzen. Die Brüder hatten zu breite Schultern und kamen deshalb nicht in Frage. Die Mutter gab, als sie mich ins Fass befahl, keinen langen Kommentar ab. Widerrede duldet sie nicht. Sie blieb mit einem Kübel Wasser vor der Öffnung stehen und reichte mir die Bürste zum Scrubben der Innenwand. Mutter erkannte am Geräusch des Putzens, ob ich sauber genug putzte oder nicht. Ich beeilte mich, um die scheussliche Arbeit schnell zu beenden. Zuletzt reichte mir die Mutter einen an die Wasserleitung angeschlossenen Schlauch zum Abspülen der Wände. Die alten Buben-hosen, die ich zur Prozedur anziehen musste, waren mir verhasst, weil meine Brüder ihr Gaudi daran hatten; damals trug eben noch kein Mädchen Männerhosen! Verdrossen und nass wie eine gebadete Maus verliess ich zuletzt schlotternd das verpönte Fass.

Nach der geschilderten Reinigung wurden die Fässer ausgeschwefelt. Ich durfte niemals Schmierseife verwenden, denn Wein verträgt nur Wasser!

Damit ich mich nicht erkältete, musste ich anschliessend zwei Stunden ins Bett, unter eine schwere Decke, liegen. Ich schlief mit dem Wunsch ein, im folgenden Jahr dicker zu sein, um nicht mehr ins Fass kriechen zu müssen ...

Rosel Luginbühl

Dem Alter die Ehre!

Ich lese in unserem Lokalblatt den Bericht über einen Senioren-anlass:

«Ein Conférencier – aus den eigenen Reihen des Seniorenvereins – griff leider im Ton oftmals etwas daneben beim pausenlosen Erzählen seiner Witze; obwohl er versprochen hatte, über der Gürtellinie zu bleiben, verteilte er sie gleichmässig auch auf die untere Körperhälfte, was nicht von allen Zuschauern und Zuhörern geschätzt wurde. Mit fortschreitenden Jahren geht ja das Qualitätsbewusstsein nicht verloren, im Gegenteil: die alten Witze sind bekannt, und die anrühigen werden nicht unbedingt goutiert.»

Diese Erfahrung habe ich, wenn ich je eine derartige Unterhaltung besuchte, auch gemacht. Seither schlage ich einen weiten Bogen um solche «Vergnügen» und sehe von Carfahrten ab. Die Veranstalter setzen meist Alter mit Senilität gleich, und als Ersatz für das – ihrer Ansicht nach nicht mehr stattfindende – Liebesleben bringen sie Anzügliches.

Es gibt natürlich Ausnahmen: Zum Beispiel Hedda Koppé, die «Glungebüri» aus den Gotthelf-Filmen. Sie ist ein Lichtblick an Altersnachmittagen, weil sie Humor hat und erzählen kann. Humor fehlt sonst oft. Aber Gotthelf ist immer gut, auch wenn der Pfarrer Künzli aus Lützelflüh erzählt. Nicht vergessen sei unser Meister der Erzählkunst: René Gardi!

Man sollte weniger unterscheiden zwischen jungem und altem Publikum. Gute, interessante, fröhlich stimmende Veranstaltungen sind wichtig für alle. Die Geschmäcker sind bekanntlich verschieden: Wer in frühen Jahren an Ländlermusik Freude hatte, wird sie später nicht verlieren. Wer eher das Klassische liebte, wird im Alter nicht ausschliesslich Operetten hören wollen.

Man ändert seine Präferenzen nicht, nur weil man mehr Lenze zählt ... Hedy Gerber-Schwarz

Spinnen am Abend ...

Meine Tochter ist im Alter, in dem man sich den Eltern gegenüber gewisse Freiheiten herauszunehmen beginnt. Voll Freude erklärt sie allen möglichen Leuten: «Meine Mutter spinnt!» Womit sie mindestens zeitweise recht hat: Zur Beruhigung der gestressten Nerven habe ich mir täglich eine halbe Stunde Spinnen verordnet.

Obwohl mein Spinnrad ausgesprochen neu und modernster Bauart ist, hat es eine Geschichte. Und die lautet so: Vorerst besass ich einen Prospekt mit der Abbildung eines, wie mir schien, recht günstigen Spinnrades, von einer Fabrik, die auch die Wolle zum Verspinnen liefern wollte.

Meinem Gatten gefiel das moderne Design des Gerätes nicht. Er hatte wohl eher etwas mit Schnörkeln und Schnitzereien im Sinn und wehrte sich vehement dagegen, dass ich das erstbeste Spinnrad einfach bestellte. All meine Emanzen-Gefühle niederkämpfend (immerhin freut es mich auch, wenn er hin und wieder auf meine Meinung hört!) gelobte ich, mir in der Stadt in Fachgeschäften sämtliche diesem Zwecke dienlichen Mittel vorführen zu lassen, ehe ich mich entscheiden würde.

Nach längerer, unbefriedigender Suche gewährte ich in einem Laden das mir bereits bekannte Spinnrad. Ein kurzer Arbeitsversuch darauf glückte, die Verkäuferin lobte die Vorzüge des Rades, und ich sah, dass die Art des Holzes bestens zu demjenigen unserer Sessel passte. Ich war ohnehin des Umherirrens müde, und zu Hause wartete Wolle auf mich und das Rad ...

Seltsamerweise fand sich an ihm kein Preisschild; auch ein Anruf ins Lager brachte keine Klarheit! «Wollen Sie es trotzdem mitnehmen? Wir stecken es einfach in diesen riesigen Plastiksack, und dann tragen Sie es einmal so – oder vielleicht so!» Die hilfreiche Dame demonstrierte mir die Transportart, und schon hatte ich das Ding im Arm.

In solchen und ähnlichen Momenten wäre ich jeweils recht froh, wenn zur Warnung an einer gegenüberliegenden Wand mein Konfirmationsspruch in gut lesbarer Schrift erscheinen würde, worin es nämlich etwas von «geduldig» heisst.

Der Spruch erschien selbstverständlich nicht, und ich brachte das unhandliche Gerät im überdimensionalen Sack per Tram, Bahn und Bus heil heim. Dabei wunderte ich mich wieder einmal über die Interesselosigkeit meiner lieben Mitmenschen; kaum einer starrte mich verwundert an, als ich mühsam das Spinnrad umherschleppte. Obwohl es noch unbezahlt war, nahm ich es sogleich in Betrieb und freute mich ob des weichen Fadens, der sich stetig um die Spule wickelte.

Die Rechnung dafür wurde mir nach einigen Tagen präsentiert: Ich erschrak, als ich feststellen musste, dass der geforderte Betrag um einiges höher lag als vermutet. Ich tröstete mich, indem ich annahm, das Fabrikrad sei doch nicht dasselbe Modell ge-

**MASSIVMÖBEL
SPROLL**



Besuchen Sie unsere Ausstellung
am Casinoplatz in Bern
Telefon 031 22 34 79

wesen. Meines funktionierte absolut reibungslos, und überhaupt wollte ich mir die Freude daran nicht vergällen lassen!

Ich setzte mich flugs wieder an das geliebte Gerät und lächelte, während es behaglich vor sich hinschnurrte und mir seine Geschichte nochmals erzählte.

Vreni Hostettler



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino
Traubensaft

Ein **ova**-Produkt